



## DIE MADONNA MIT DEM FISCH

Ich bin Neapolitanerin. Geboren wurde ich um das Jahr 1513. Ich war das Kind der Antonina Tomacelli. Meine Mutter war laut ihrem Bekunden die einzige und glückliche Gemahlin des im Dienst der Krone von Aragón stehenden Ritters Gianbattista del Doce. Doch gezeugt hat mich Rafael, freilich nicht der Engel Raphael, dessen Name im Hebräischen etwas Ähnliches wie die »Medizin Gottes« bedeutet, sondern Rafael Santi aus Urbino, der zur Zeit meiner Erschaffung das unbestrittene Genie der beiden Renaissancepäpste Julius II. und Leo X. war. Bei einer Händescheidung sind sich die gelehrtesten Kunsthistoriker der Welt nicht darüber einig geworden, ob ich nun denn alleiniges Werk Rafaels sei, der mehr oder weniger zur selben Zeit tagein tagaus an der Stanze *Heliodoro* im Vatikan arbeitete, oder ob und in welchem Maße auch die Werkstatt, und hier vor allem sein begabtester Mitarbeiter, Giulio Romano, oder etwa der treue, diskretere Gianfrancesco Penni eine wichtige Rolle bei meiner Geburt spielten. Niemand stellt aber Rafaels Urheberchaft in Frage. Jedenfalls bis auf den heutigen Tag.



*Antonina Tomacelli und Rafael*

Mein Leben verdanke ich allein Donna Antonina. Sie gehörte dem bedeutenden neapolitanischen Geschlecht der Tomacelli an, das schon lange vor meiner Zeit Haudegen und Päpste hervorgebracht hatte. Die Familie besaß in Neapel mehrere Grabkapellen, nicht nur in San Domenico Maggiore, meiner künftigen Wirkungsstätte. Wie es Donna Antonina gelungen war, den über Jahre im Voraus hinweg völlig mit Beschlag belegten Rafael zur Annahme ihres ehrenwerten Auftrages zu bewegen, ist bis heute ihr Geheimnis geblieben. Es gibt bescheidene Anzeichen dafür, dass der Auftrag bereits mehrere Jahre vor Rafaels kometenhaftem Aufstieg, etwa um 1509, angenommen worden sein könnte, um dann erst Jahre später ausgeführt zu werden. Wie dem auch sei: Ich war Antonina Tomacellis in Erfüllung gegangener Wunsch eines Andachtsbildes für die Grabkapelle, in der sich die Stifterin selbst fromm verewigen würde. Wie der ihr vorausgegangene Gemahl, Gianbattista del Doce, und ihr im selben Raum zu ewiger Ruhe gebettete Schwiegervater, Ritter Reinaldo del Doce, würde auch sie unter meinen Blicken tief und fest bis zum Tag der Auferstehung und des Jüngsten Gerichts schlafen.

An den Tag und das Jahr meiner festlichen Aufstellung und Enthüllung in der Kirche von San Domenico Maggiore kann ich mich nicht erinnern. Mir ist, als ob ich immer dort gewesen wäre, auch heute noch, selbst nach Jahrhunderten im Exil. Es gilt durch einen Briefwechsel zwischen zwei würdigen Signori – an welche

sich ohne meine Vermittlung so gut wie niemand mehr namentlich erinnern würde – als erwiesen, dass ich mich im März 1524 tatsächlich und leibhaftig in der Grabkapelle befand. Während der nächsten hundert Jahre wird vor mir – oder durch mich – von einer Unzahl frommer Neapolitaner und ganzer Pilgerscharen aus aller Herren Ländern um Gnade und Trost gebetet. Ich bin in aller Munde, Reisende aus ganz Europa legen von mir Zeugnis ab. Eine bedeutende Minderheit unter den Pilgern will in mir ein Gnadenbild zur Erlösung von Augenkrankheiten sehen, was mit dem Fisch zusammenhängt, den der junge Tobias in seiner rechten Hand hält. Damals schon dachten die Menschen längst mehr an die für heilsam gehaltene Substanz aus der Galle des Fisches denn an die Graffiti der verfolgten, als obskur und staatsgefährdend verachteten Christensekte in den Katakomben. Mit meiner stetig wachsenden Popularität erwacht später aber auch die übliche Gier einzelner Mächtiger, mich für sich allein zu besitzen. Mich besitzen? Etwa um meine Wundertätigkeit zu privatisieren und kontrolliert auszubeuten? Lachhaft, und ich beschloss mich darum nicht zu kümmern. Gottes Wagen hält nicht an. Nur durch sehr glückliche Umstände bin ich weit-  
aus älter geworden als ich je zu hoffen wagte, habe Feuersbrunst und Schiffbruch heil überlebt.

An einzelne Gesichter unter Abertausenden von Besuchern San Dominico Maggiores kann ich mich mit großer Genauigkeit erinnern, auf Grund meines etwas selektiven Gedächtnisses und trotz der alters-



*Die Aufstellung des Bildes*



Das Innere des Sakralraumes

entsprechenden Lücken. 1593 wurde meine Kapelle von Moryson Fines, einem Hünen aus England, besucht. Sir Moryson stand in Diensten von Lord Devonshire und war zuvor in Rom von den Kardinälen Allen und Bellarmino empfangen worden. Er kam mit dem Wunsch in die Kirche von San Domenico, das alte Kruzifix zu sehen, welches zu Thomas von Aquin gesprochen hatte: *»Tommaso, hai scritto bene de mi, quale ricompensa chiedi?»* Gerne wäre ich dabei gewesen als Tommaso Ihm antwortete: *»Nessuna ricompensa, Signore. Solo te stesso.»* – Ich weiß nicht mehr, was Sir Moryson selbst vor dem Kruzifix betete, doch kann ich mich lebhaft an seinen zutiefst bewundernden Blick auf mich, Madonna und Geschöpf Rafaels, erinnern. Im Handumdrehen war er völlig von mir verzaubert. Ich galt als eine überaus anmutige Jahrhundert-Schönheit und wirkte darob umso sinnlicher und wunderbar.

Zeit meines Lebens in Neapel ist der Strom dieser zarten Andacht um mich herum nie versiegt. Es war, als ob Tommaso di Aquino im unaufhörlichen Strom der Gebete weiter mit mir, Johannes dem Täufer und den Sieben – in sechs benachbarten Grabkapellen dem ewigen Leben entgeschlafenden Familien – vereint geblieben wäre. Fast nie konnte sich ein Besucher der Aura unserer frommen Andacht in der heilbringenden Stille des verwinkelten Kirchenlabyrinths entziehen. Die sieben Grabkapellen waren um den Ort des Wunders herum erbaut worden. Wir bildeten ein geheimes Ganzes. Räumlich und metaphysisch.

Tod, Reise zur Erleuchtung oder Erlösung im Jenseits, und der Glaube an die Auferstehung band uns fest aneinander. Pilgerreisende aus ganz Europa knieten vor uns nieder. San Domenico Maggiore hütete das alte Kruzifix und auch mich, daneben seine bedeutende, Konvent und Universität zugleich dienende Bibliothek, als ihre bedeutsamsten und universellsten Schätze. Ich war die Primaballerina eines großen Gesamtkunstwerkes.

\* \* \*

Heute überlebe ich in einem ganz anderen Klima. Womit fing es an, dass sich fast alles zu anderem gewandelt hat? Wohl kaum damit, dass eine Kopie von mir angefertigt wurde. Die Kopie war schön und ansehnlich. Bis zu einem bestimmten Grade konnte ich mich in ihr wiedererkennen. Es war mir auch gleich, dass der Kopist sich die Freiheit herausgenommen hatte, den Vorhang rot und nicht grün zu gestalten. Wir, Mutter Gottes mit dem heiligen Kinde, heiliger Raphael mit dem jungen Tobias, heiliger Hieronymus mit dem Löwen, hatten mit solcherlei Nichtigkeit keinerlei Problem. Man sagt, dass der damalige Vizekönig von Neapel, der Graf von Lermos, die Kopie für die Sammlung seines Onkels, des damals mächtigsten Mannes Spaniens, den Duque de Lerma hat anfertigen lassen. In Spanien behauptete man dann steif und fest, ich sei »ein Werk von der Hand Rafaels«. Das konnte mir nur recht sein, solange ich in Neapel

bleiben durfte. Das Double mit dem roten Vorhang – oder soll ich nicht besser auch von mir sprechen? – hing zunächst im Palast des Duque de Lerma in Valladolid. Das war im Jahre 1606. Als der Duque de Lerma seinen Palast kurz darauf dem König als Residenz verkaufte, wurde mein Abbild mitverkauft. Ich gehörte nun auch Ihrer königlichen Majestät, Philipp III. von Spanien, und hing im Oratorium des prächtig restaurierten Palacio de la Ribera seiner altneuen Hauptstadt Valladolid. Ehrlich gesagt weiß ich gar nicht genau, was dort aus mir geworden ist. Die sehr gelehrte Doña Manuela Mena Marqués sagte jedenfalls 1985, in dem weltweit gefeierten Rafael-Jahr, vor mir im Prado: »Ninguna noticia de esta pieza volvemos a tener con posterioridad y no debió de trasladarse a Madrid; quizá se trate de la versión que guarda hoy el Museo de Valladolid.« Man habe später nie wieder von diesem Gemälde gehört. Ebenso wenig gäbe es Belege dafür, dass es später nach Madrid geschafft worden wäre. Also müsse es sich um das Bild im Museum von Valladolid handeln. Doch glaubt Don Tomás inzwischen den Beweis führen zu können, dass sich 1843 in Valladolid zwei Kopien meiner selbst fanden.

Ich weiß nicht, wie viele Kopien von mir überhaupt angefertigt worden sind. Eine Teil-Kopie (es fehlen Tobias, Raphael und Hieronymus) malte Giovan Filippo Criscuolo bereits 1540. Ich bin davon überzeugt, dass ich in einigen weiteren Kopien weiterlebe, wo immer sie sich auch befinden mögen, möglicher-

weise selbst ungeachtet derer, die auch immer ver-  
meinen mögen, Herr und Besitzer eines Teils meiner  
selbst zu sein. Wer schon bin ich wirklich?

\* \* \*

Längst hundertjährig fiel ich 1638 einem absolut hin-  
terhältigen und feigen Raub anheim. Davor war mein  
Leben in Neapel weitergegangen, als ob nie jemals  
dergleichen hätte geschehen können, was mir im  
Rückblick blind und trügerisch erscheint. Recht be-  
sehen lagen bereits seit geraumer Zeit alle nur denk-  
baren Verschwörungen in der Luft, nicht nur auf den  
Märkten von Neapel, wo sich seit Jahren ein sicherer  
Tumult vorbereitete, seitdem die spanischen Vize-  
könige angewiesen waren, aus den reichen Besitzun-  
gen in Italien herauszupressen, was nur irgend durch  
Abgaben, Plünderung und Steuern herauszupressen  
war. Unter den Habsburgern hatte sich das Erbe  
der aragonesischen Könige in den allergeinsten  
Albtraum räuberischer Willkürherrschaft verwandelt.  
So war es eigentlich doch nicht verwunderlich, dass  
eines Tages die Habsucht, eine der sieben Todsünden,  
bei Nacht und Nebel auch über mich brutal herfiel.  
Der neue Vizekönig aus dem Clan des nun allmächtigen  
Conde-Duque de Olivares, Don Ramiro Duque  
de Medina de las Torres, musste mich einfach haben.  
Bildergalerien waren jetzt groß in Mode. Nicht um je-  
den Preis wollte er mich, nein entschädigungslos, er  
verlangte beim Prior von San Domenico meine sofor-

tige Herausgabe, nachdem er einen ortsfremden Obe-  
ren des Dominikanerordens gefügig gemacht hatte.  
Medinas Amtsvorgänger, der Graf von Monterrey, ein  
Schwager des Conde-Duque de Olivares, war nach  
Ablauf der Dienstzeit mit vier Schiffsladungen Beute  
nach Spanien gesegelt. Allein 265 Gemälde hatte er an  
sich gebracht. Brauchte es für einen vermaledeiten  
spanischen Granden noch mehr Ansporn, die Misse-  
taten des Vorgängers zu übertreffen? – Ganz allein  
der Abt von San Domenico stellte sich Medina und  
seiner Soldateska mutig entgegen. Er benahm sich  
heldenhaft, um meine Ehre zu verteidigen. Er schlug  
lauthals Alarm und beschwerte sich selbst im Vatikan.  
Er war persönlich dazu bereit alles zu verlieren. Und  
er stand auf verlorenem Posten. Doch Medina beging  
mit mir einen großen Fehler. Ich war ein nicht unbe-  
deutendes Symbol Neapels, und außerdem höchst po-  
pulär. Solange ich mich im Gewahrsam von Medinas  
Privatgalerie in Neapel befand, sechs endlose Jahre,  
nachdem man mich aus dem von Antonina Tomacelli  
gestifteten Altar im Morgengrauen herausgerissen  
hatte, und den mir zur Seite springenden Abt mit  
fünfzig bewaffneten Reitern zur Ausweisung an die  
Grenze des Reiches hatte bringen lassen, kochte der  
Volkszorn unter dem ökonomisch vergleichsweise  
beschwichtigenderen Medina noch vor sich hin. Im  
Jahre 1644, am Ende von Medinas Amtszeit, wurde  
ich ins Exil nach Spanien verschleppt. 1647 entlud  
sich der Volkszorn Neapels dann endlich in einer  
mächtigen Revolte. Da hing ich bereits in den kalten